

Christopher Buckley
HOHES GERICHT

Unsere Bücher erhalten Sie
im gutsortierten Buchhandel
oder direkt beim Verlag
www.edition-phantasia.de

Christopher Buckley

Hohes Gericht

Aus dem Amerikanischen von
Joachim Körber



1. Auflage – Mai 2011

Titel der Originalausgabe:

Supreme Courtship

© 2008 by Christopher Buckley

Published by arrangement with the author,

c/o Literarische Agentur Paul & Peter Fritz AG, Zürich

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt der Joachim Körber Verlag, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2011 bei Joachim Körber Verlag

»kuk« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Steffen Winkler

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber

Gesamtherstellung: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer

ISBN: 978-3-937897-44-8

www.edition-phantasia.de

Für Jolie Hunt
BGITU

Kapitel 1

Die rapide nachlassenden Geisteskräfte von Richter J. Mortimer Brinnin vom Obersten Gerichtshof sorgten seit Monaten für Gesprächsstoff, doch als er mit in Aluminiumfolie eingewickelten Ohren zu einer mündlichen Anhörung erschien, herrschte allgemeiner Konsens, dass es höchste Zeit für ihn wäre, an eine Pensionierung zu denken. Zum Glück waren sich seine Richterkollegen einig – und zur Abwechslung obendrein einmal einstimmig –, und darum galt im Gerichtssaal ein striktes Kameraverbot.

Brinnin hatte als hoch angesehener Jurist einige der maßgeblichsten Urteile seiner Zeit gesprochen. Doch dieser glorreichen Tage Abend war (bildlich gesprochen) längst gekommen. Sein Verstand, mit dem er einst ganze Plädoyers bis zurück ins neunzehnte Jahrhundert vollständig und fehlerfrei rezitieren konnte, verlangte mittlerweile nur noch nach Medikamenten (gegen chronischen Ischias) und zunehmend gehaltvolleren abendlichen Martinis. Er hatte es sich angewöhnt, dass er mitten in der Nacht Gerichtsdiener zu sich rief und ihnen mitteilte, dass sich Muränen in der Toilette tummelten. Ein andermal ließ er sie ebenfalls um drei Uhr in der Frühe antreten, präsentierte ihnen eine Tüte mit Küchenabfällen und eröffnete ihnen, dass sie diese nach Omaha bringen müssten – und zwar unverzüglich. (Richter Brinnin war dort aufgewachsen.) Als Richter Brinnin zur Überzeugung gelangte, dass der Geist von Oliver Wendell Holmes Jr. ihm ins Ohr flüsterte und so versuchte, Einfluss auf seine Urteile zu nehmen, griff er zur Aluminiumfolie.

Der Vorsitzende Richter Declan Hardwether, der zur Zeit ebenfalls eine schwierige Phase durchmachte, fand die Situati-

on peinlich. Da er Konfrontationen jedoch von Natur aus mied, verspürte er eine gewisse Ratlosigkeit, was zu tun wäre. Keiner der anderen Richter, die ohnehin kaum je ein Wort miteinander sprachen, wollte sich einmischen. In seiner Not wandte sich der VR an die gluckenhafte Richterin Paige Plympton.

»Sie müssen etwas unternehmen«, flehte er sie an, »bevor er wie der Blechholzfäller angezogen erscheint und ›Somewhere Over the Rainbow‹ singt.«

Richterin Plympton widmete sich der Situation mit dem ihr eigenen Taktgefühl und ihrer behutsamen Überzeugungskraft. Als das nichts fruchtete, ließ sie sich in einer Konferenzschaltung mit den Kindern von Richter Brinnin verbinden.

Kurz darauf brachte der Gerichtsdienstler eigenhändig Richter Brinnins Entlassungsgesuch ins Weiße Haus. Die Neuigkeit wurde pflichtschuldig veröffentlicht. Nichts lässt die Temperatur der Nation schneller ansteigen als ein Schild OFFENE STELLE an der Kolonnadenfassade des Obersten Gerichtshofs.

Zu der Zeit erfreute sich Präsident Vanderdamp nicht gerade übertriebener öffentlicher Beliebtheit. Die Umfragewerte sahen sogar katastrophal aus, doch seine Pressesekretärin betonte stets eifertig, dass sie im »hohen Zwanziger-Bereich« lagen.

Donald P. Vanderdamp war vor zweieinhalb Jahren in einem Dreierrennen gewählt worden, an dem auch ein Hedgefond-Milliardär teilnahm, der dreihundertfünfzig Millionen Dollar eigenes Geld für seine Kampagne ausgab. Vanderdamp schaffte es mit zwei Stimmen Vorsprung über die Ziellinie. Er hatte mit dem Wahlspruch gewonnen, er wolle »die Art und Weise verändern, wie in Washington Politik gemacht wird«.

Jeder, der bei einer Präsidentenwahl kandidiert, behauptet natürlich von sich, dass er die Art und Weise verändern will,

wie in Washington Politik gemacht wird. Zur großen Überraschung aller meinte es Donald P. Vanderdamp, der ehemalige Eagle Scout, Marineoffizier, Bürgermeister, Gouverneur und liebenswürdige, familien-orientierte, Golden-Retriever-besitzende regelmäßige Kirchgänger aus dem mittleren Westen, sogar ernst damit. Er war vierundsechzig Jahre alt und näherte sich, wie ein hochnäsiger Schlauberger anmerkte, »rapide dem Rentenalter, und zwar keine Minute zu früh«. Körperlich sah er auf eine Eisenhower-ähnliche Art und Weise unscheinbar aus; schütteres Haar, schlank, freundlich, aber mit der gelassenen, befehlsgewohnten Miene eines Piloten oder Highschoolrektors. Manche Menschen, sagt man, füllen einen Raum aus. Nicht so Donald P. Vanderdamp. Seine Unscheinbarkeit – das, wie es ein anderer Schlauberger ausgedrückt hatte, »unübertroffen Donaldeske« an ihm – leistete ihm im Lauf der Jahre gute Dienste. Sie forderte geradezu heraus, dass man ihn unterschätzte. Die Leute kicherten über seine große Passion und sein Hobby – Bowling.

Angesichts einer Staatsverschuldung, die man selbst nach Washingtoner Maßstäben nur astronomisch nennen konnte, krepelte Donald P. Vanderdamp schon am ersten Tag im Amt die Ärmel hoch, schraubte den präsidentialen Veto-Füllfederhalter auf und machte sich an die Arbeit. Auf jeden Kostenvorschlag, den der Kongress ihm zustellen ließ, schrieb er Nein.

Er war fest entschlossen, die Kassenbücher der Nation in Ordnung zu bringen. Bislang hatte er einhundertfünfundachtzig Etatanträge abgelehnt und sich damit den Spitznamen »Don Veto« verdient. Ein unzutreffender Ausdruck, bedachte man, dass Vanderdamp jegliche italienischen Eigenschaften fehlten. Donald P. Vanderdamp war auf paradigmatische Weise nichtethisch und so durchschnittsamerikanisch wie Weißbrot-scheiben. (Vorzüglich mit Erdnussbutter und Gelee, aber sonst

nichts Besonderes.) Doch als Don Veto wurde er zum Erzgegner der Mehrheit im Kongress der Vereinigten Staaten, dessen Mitglieder wissen, dass ihre Hauptaufgabe, ihre höchste Berufung, ihre aufrichtigste demokratische Funktion darin besteht, anderen Bundesstaaten Gelder abzuluchsen und in die eigenen Taschen zu wirtschaften. Konnte es ein größeres Zeugnis der Hochachtung vor den Gründervätern und Männern geben, die in Valley Forge erfroren waren, als ein öffentliches Zentrum in Tulsa, das die Steuerzahler von Massachusetts finanziert hatten?

Schon für einen populären Präsidenten kann es schwer sein, jemanden für den Obersten Gerichtshof zu nominieren. Für einen am anderen Ende der Beliebtheitsskala stellt es dagegen eine beängstigende Herausforderung dar, aber zugleich auch eine unwiderstehlich köstliche Gelegenheit für den Türsteher am Eingang des Obersten Gerichtshofs: den Vorsitzenden des Senatsjustizausschusses.

Aktueller Inhaber dieses mächtigen Amtes war ein Mann namens Dexter Mitchell, Senator des großartigen Staates Connecticut. Dexter Mitchell verabscheute Donald P. Vanderdamp, obwohl er stets peinlich darauf achtete, dass er in öffentlichen Bekundigungen immer nur »den allergrößten Respekt« für ihn zum Ausdruck brachte. Er verabscheute ihn aus vielen – oder, wie man sich in Washington ausdrückte, »mannigfachen« – Gründen. Er verabscheute ihn wegen des Vetos gegen S. 322, einen von Mitchell eingebrachten Gesetzentwurf, der vorgeschrieben hätte, dass jedes einzelne Rotorblatt für jeden Helikopter des US-Militärs in Mitchells Heimatstaat Connecticut hergestellt werden müsste. Und er verabscheute Donald P. Vanderdamp, weil dieser *ihn* nicht für das Amt nominierte, das nach Brinnins Ausscheiden am Obersten Gerichtshof vakant war. (Mehr dazu zu gegebener Zeit.)

Präsident Vanderdamps erste Wahl für Brinnins Nachfolge fiel auf einen angesehenen Richter namens Cooney. Diese Entscheidung basierte auf höchst gründlichen Überlegungen, wusste Vanderdamp doch, dass Senator Mitchells Justizausschuss ein Auto-da-fé vorbereitete, neben dem die spanische Inquisition blass ausgesehen hätte. Cooney war Jurist ohne Fehl und Tadel. Tatsächlich schien es, als wäre er einzig und allein aus dem Grund auf Erden, um eines Tages Richter am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zu werden.

Auf dem Capitol Hill nannte man die Ermittler von Senator Mitchells Justizausschuss nur Ringgeister, nach den gnadenlosen berittenen Hobbit-Jägern in *Der Herr der Ringe*. Man behauptete in gedämpftem Tonfall auf dem Hill, dass die Ringgeister über jeden etwas finden und alles so darstellen konnten, als hätte Mutter Teresa in Kalkutta ein Hurenhaus geleitet; als hätte es der heilige Thomas mit Katharina von Aragon getrieben; als hätte Dr. Albert Schweitzer im Auftrag belgischer Pharmakonzerne ohne Narkose abscheuliche medizinische Experimente an hilflosen afrikanischen Kindern durchgeführt.

Aber beim untadeligen Richter Cooney mussten die Ringgeister kläglich eingestehen, dass sie ihm nichts anhängen konnten, nicht einmal einen unbezahlten Strafzettel wegen Falschparken. Er erwies sich geradezu als der Inbegriff aller richterlichen Tugenden. Keine höhere Instanz hatte je eines seiner Urteile aufgehoben. Und was sein Privatleben anbetraf, verhielt er sich so vernünftig und weise, dass Sokrates sich dagegen wie ein cholerischer, ungezogener Bengel ausnahm.

Grabt tiefer, befahl Senator Mitchell den Ringgeistern. Oder schaufelt euch euer eigenes Grab. Und schon ritten sie kreischend davon.

Und so begann Senator Mitchell am zweiten Tag der Cooney-Anhörung liebenswürdig lächelnd wie immer: »Richter Cooney

ney, ich nehme an, der Film *Wer die Nachtigall stört* ist Ihnen ein Begriff?»

Richter Cooney antwortete mit ja, er sei sicher, dass er ihn in der Schule gesehen hätte.

»Würden sie dem Komitee gern etwas ausführlicher davon ... erzählen?»

Richter Cooney schaute verwirrt drein. Erzählen? Er war nicht sicher, ob er die Frage verstand.

Senator Mitchell hielt ein Stück Papier hoch, als könnte allein der Kontakt damit seine Finger für alle Zeiten kontaminieren.

»Erkennen Sie dieses Dokument?»

»Nicht aus der Entfernung«, antwortete der inzwischen gründlich perplex Richter Cooney.

»Dann lassen Sie mich Ihr Gedächtnis auffrischen«, sagte Senator Mitchell. Das große Publikum, das die Anhörung mitverfolgte, hielt den Atem an und fragte sich, welches radioaktive Material Senator Mitchell ans Licht gebracht hatte, um diesem makellosen Kandidaten am Zeug zu flicken. Wie sich herausstellte, handelte es sich um die Rezension des Films, den Cooney im Alter von zwölf Jahren für *The Beaverboard* verfasst hatte, die Schülerzeitung seiner Grundschule. »»Der Film ist im Großen und Ganzen okay«, zitierte Senator Mitchell, »»aber an manchen Stellen auch ziemlich langweilig.««

Senator Mitchell sah auf, nahm die Brille ab und machte eine Pause, als müsste er Tränen zurückhalten. »Sagen Sie uns, Richter«, bat er, »welche Teile von *Wer die Nachtigall stört* fanden Sie, Zitat, langweilig?»

In seinem Schlussplädoyer sagte Senator Mitchell vierzehn grausame Tage später mit einer eher traurigen als erbosten Stimme, er könne »es nicht guten Gewissens über mich bringen, für einen Kandidaten zu stimmen, der möglicherweise am ersten Montag im Oktober nicht im schwarzen Richterta-

lar, sondern in der weißen Kutte des Ku Klux Klan bei Gericht erscheint.«

Und das war das Ende von Richter Cooney. Der Vorsitzende des Justizausschusses gab eine Erklärung heraus, in der er das Weiße Haus höflich aufforderte, »uns einen Kandidaten zu schicken, auf den wir uns alle einigen können.«

Präsident Donald P. Vanderdamp widerstand der Versuchung, die Pennsylvania Avenue hinaufzustürmen und Senator Mitchell das Mikrofon in eine Körperöffnung zu schieben, die an sich nicht für diesen Zweck gedacht war, schluckte seinen letzten Rest Stolz hinunter und wies seinen Stab an, nach einem anderen Kandidaten für den Obersten Gerichtshof zu suchen, vorzugsweise einen, der keine Filmbesprechungen für die Schülerzeitung seiner Grundschule verfasst hatte. Zu gegebener Zeit präsentierte er Kandidat Numero zwei, den Richter eines Gerichtes im Staate New York namens Burrows.

Richter Burrows verfügte über Referenzen, die ihn für die Überholspur zur Himmelspforte qualifiziert hätten. Wieder kehrten die Ringgeister von ihren Ermittlungen zurück und kreischten hilflos. Burrows' Hobby nach der Arbeit – sein *Hobby* – bestand darin, dass er Insassen der lokalen Haftanstalt pro bono Rechtsberatung gab. Er hatte ein Bein verloren, als er sich in Vietnam mit dem Schleudersitz aus seiner F-4 gerettet hatte. Keines seiner Urteile war je aufgehoben worden. Seine Frau war ein Flüchtling aus Vietnam. Sie hatten zwei Waisenkinder aus Ruanda adoptiert.

Senator Mitchell studierte stirnrunzelnd das Dossier über Burrows. *Nein, das würde nicht leicht werden.* Die Ringgeister ritten abermals los, und dieses Mal kehrten sie nicht mit leeren Klauen zurück. Sie hatten eine Frau gefunden, mit der Bur-

rows einmal etwas gehabt hatte, als er noch Oberfähnrich an der Akademie der US-Marine gewesen war. Senator Mitchell lächelte und verteilte Zuckerwürfel an die Reiter.

»Richter Burrows«, fragte Senator Mitchell, »sagt Ihnen der Name [soundso] etwas?«

Richter Burrows erwiderte den Blick des Senators und entgegnete, dass das seiner Meinung nach rein gar nichts mit irgendetwas zu tun hätte.

»Vielleicht sollten wir – und bitte entschuldigen Sie den Ausdruck – darüber richten«, antwortete Senator Mitchell ebenso kühl. Nach einigen weiteren Fragen hatte er das Eingeständnis aus Richter Burrows herausgekitzelt, dass dieser tatsächlich damals etwas mit Ms. Soundso gehabt hatte; und darüber hinaus, dass sie irgendwann einmal dachte, sie könnte schwanger sein.

Wieder herrschte erwartungsvolle Stille im Raum.

»Richter Burrows«, sagte der Senator, »und ich stelle diese Fragen wirklich nicht gern, aber es ist nun mal, mein Job ... stimmt es, dass Sie versucht haben, Ms. Sinclair eine Abtreibung nachdrücklich auszureden?«

Nein, antwortete Richter Burrows. Keineswegs. Aber er hatte ehrenhaft gehandelt und gesagt, dass er sie heiraten würde, sollte sie das Kind bekommen. Doch es stellte sich heraus, dass sie gar nicht schwanger war.

Am nächsten Tag gab Senator Mitchell bekannt, dass er sich nicht für einen Kandidaten aussprechen könne, der so »manisch« gegen das Recht auf freie Entscheidung einer Frau wäre, wie man es von *Roe versus Wade* kannte.

Und so endete Richter Burrows' kurze Karriere am Obersten Gerichtshof.

Am Nachmittag schritt ein normalerweise gelassener Präsident Donald P. Vanderdamp auf dem Südrasen des Weißen Hauses zum Helikopter und sah aus, wie es einer der anwe-

senden Reporter beschrieb, »als könnte er einem lebenden Huhn den Hals abbeißen«. Er winkte der Menge nicht wie gewohnt zu. Selbst Dwight, der First Golden Retriever, ein herzenguter, verträglicher Hund, erweckte den Eindruck, als wäre er bereit, in die erstbeste Wade zu beißen.

Nicht wenige Historiker, die sich mit der Amtszeit Vanderdamps beschäftigten, haben Spekulationen darüber angestellt, dass die anschließenden Ereignisse vermutlich einen ganz anderen Lauf genommen hätten, hätte der Präsident nicht zufällig spät abends in Camp David, dem präsidentialen Ferienwohnsitz, den Fernseher eingeschaltet. Aber er schaltete ihn ein. Selten erwies sich ein Zappen als so folgenschwer.

In einer mündlichen Aussage, deren Aufzeichnung sich in der Vanderdamp Presidential Library in Wapakoneta, Ohio, befindet, gibt Vanderdamp an, dass er an jenem Abend einfach nur versucht hat, den Bowling-Kanal zu finden. Da ihm jegliche Arglist fremd ist, gibt es keinen Grund, an dieser Aussage zu zweifeln. Abgesehen von Nachrichten und Bowling sah er überhaupt selten einmal fern, da er Kreuzworträtsel und Kriminalromane bevorzugte. Er behauptet, dass er *Courtroom Six* nie zuvor gesehen und auch nie davon gehört hatte, obwohl es sich dabei um eine der zehn Fernsehsendungen mit den höchsten Einschaltquoten handelte.

Jedenfalls lag der Präsident in der Freitagnacht allein in seinem Bett im Feriendomizil in den Cactoctin Mountains, abgesehen von seinem treuen Hund Dwight, und aß eine Schale Eis Marke schwarze Johannisbeere mit Fruchtstücken von Graeter's – eine Spezialität in Ohio. Die First Lady wurde in New York dafür geehrt, dass sie sich für die Bekämpfung einer Krankheit einsetzte. Der Präsident schäumte noch immer

vor Wut wegen des Burrows-Fiaskos, während er auf der Suche nach einem spannenden Bowlingturnier durch die Kabelkanäle zappte, als er zufällig *Courtroom Six* einschaltete. Der Rest ist, wie man so sagt, Geschichte.

Die Episode, die er einschaltete, berichtete von einer Ex-Frau, die sich an ihrem Ex-Mann rächen wollte, da sie ihrer Meinung nach bei der Scheidung zu kurz gekommen war, daher schlich sie in seinen Weinkeller, entkorkte Hunderte Flaschen teurerer Bordeauxweine – von Hand, eine nach der anderen –, tauschte den Inhalt gegen Diättraubensaft aus und verkorkte und versiegelte sie wieder. Das ist einer der bekannteren Fälle von *Courtroom Six*. Als der Gerichtsdienner die Frau vereidigt, hebt sie deutlich sichtbar eine Hand in einer orthopädischen Schiene.

»Darf ich fragen«, will die vorsitzende Richterin Cartwright wissen, »was mit Ihrer Hand geschehen ist?«

»Sehnenscheidentzündung, Euer Ehren.«

Richterin Cartwright kann ein Grinsen kaum unterdrücken, als sie sagt: »Die Geschworenen nehmen die Bemerkung der Angeklagten nicht zur Kenntnis.«

»Einspruch«, sagt der Staatsanwalt. »Begründung, Euer Ehren?«

»Keine Ahnung.« Richterin Cartwright zuckt die Achseln. »Ich lasse mir was einfallen.«

Präsident Vanderdamp, der den Finger schon über der Taste zum Weiterzappen hatte, hielt inne. Er war, wie Millionen Amerikaner mit ihm, fasziniert und amüsierte sich blendend. Er sah sich die gesamte Folge an. Charme und burschikoser Stil – vom guten Aussehen ganz zu schweigen – von Richterin Pepper Cartwright sagten ihm zu.

»Pepper?« sagte der Präsident laut und nachdenklich zu sich selbst. »Was soll denn das für ein Name für eine Richterin sein?«

Dwight hob an der Seite des Präsidenten den Kopf vom Kissen, spitzte ein Ohr und hoffte, dass er eine phonetische Ähnlichkeit zwischen den gesprochenen Worten und »Keks« heraushören würde.

Präsident Vanderdamp gehörte nicht zu den anmaßenden – geschweige denn herrischen – Präsidenten, die das Personal mitten in der Nacht mit dringenden Anliegen behelligten. Wenn er abends mit Dwight auf dem Rasen des Weißen Hauses Gassi ging, entsorgte er die Überbleibsel selbst. Einmal hatte er höchstpersönlich mitten in der Nacht einen (voll und ganz gerechtfertigten) Angriff mit B-2-Jagdbombern befohlen, weil er seinen gebrechlichen Verteidigungsminister, der gerade eine weitere Prostataoperation hinter sich hatte und seinen Schlaf brauchte, deswegen nicht eigens stören wollte.

Jetzt griff er nach dem präsidialen Laptop, einem Computer mit wahrhaft schwindelerregender Leistungsfähigkeit, und googelte »Richterin Pepper Cartwright« und *Courtroom Six*. Er blieb sehr viel länger als gewöhnlich auf.

Am nächsten Morgen fragte er den Kammerdiener beim Frühstück: »Jackson, haben Sie je eine Fernsehserie mit dem Titel *Courtroom Six* gesehen?«

»Ja, Sir.«

»Was halten Sie davon?«

»Ich lasse mir, wenn möglich, keine Folge entgehen.«

»Was halten Sie von der Richterin – Richterin Pepper?«

»Oh.« Jackson lächelte nicht als Diener des Präsidenten, sondern von Mann zu Mann, »ich mag sie sehr, Sir. Sie ist eine kluge Dame. Sie teilt ordentlich aus. Und sie ist ein schrecklich ...«

»Nur weiter, Jackson.«

Jackson grinste. »Ein schrecklich unbekümmertes Gemüt.«

»Danke, Jackson.«

»Noch eine Waffel, Sir? Das Eisen ist noch heiß.«

»Ja«, sagte der Präsident. »Ich denke, eine passt noch. Aber, Jackson – kein Wort zur First Lady.«

»Oh, nein, Sir.«